

Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Heften à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf $\frac{1}{4}$ Jahr 4 Mark 50 Pf. — $\frac{1}{2}$ Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.



- Theuere Alice, Sie halten die Vorschriften Ihres Arztes nicht ein.
- Wieso nicht?
- Er hat Ihnen absolute Ruhe nach dem Bade verordnet und — Sie lesen den „Caviar“.

Eine Wette.

Die Säle des Jockey-Club sind stark bevölkert; es hat heute das erste Frühjahrsrennen stattgefunden, zu welchem eine Menge Gäste von Nah und Fern gekommen war.

An einem kleinen Tische sitzen drei junge Cavaliere, deren Gesprächsstoff natürlich nur das Ergebnis des Rennens sein konnte.

— Habe auf „Rattenschwanz“ ein schönes Sünmchen verloren, sagte Baron Berki; habe immer Pech, wenn ich auf erotische Pferde riskire.

— Wie kann man aber auch auf solch leidentahmes Puder wetten? erwiderte von Zebulon; hätte keinen zehnfachen Satz darauf gehalten. Wie denken Sie, Graf Füzessy?

Der Angesprochene, ein sehr hübscher Mann von dreißig Jahren, antwortete gleichgiltig:

— Bei dem schlechten Material, das genannt worden, konnte Rattenschwanz immerhin Chancen haben, aber viel Geld hätte ich auf ihn nicht riskirt.

— Hat Dir etwa „Bauchredner“ mehr Glück gebracht, als mir Rattenschwanz? entgegnete Berki.

— Mir Glück? Wenn ich auf den Sieger „Fliegenwedel“ gewettet hätte, so wäre er sicherlich zusammengebrochen. Ich habe niemals Glück, weder im Spiel, noch in der Liebe; die Redensart vom Unglück im Spiel und Glück in der Liebe habe ich gründlich zu Schanden gemacht, sagte Füzessy.

— Ha, ha, lachte Zebulon, der arme Füzessy ist ganz melancholisch geworden, seit ihm der alte Bizzy die schöne Farkasdy vor der Nase weggeschnappt hat.

In die allgemeine Heiterkeit stimmte jetzt auch Füzessy ein. Das ziemlich laute Gelächter zog die Aufmerksamkeit einiger Herren am Nachbartische auf sich. Endlich erwiderte Füzessy.

— Ich gebe zu, daß mich der schlaue Zug Bizzy's anfänglich frapirte; doch eines Weibes wegen kopfhängerisch zu werden, fällt mir nicht ein.

— Oho! rief eine Stimme vom Nachbartische, da ist ja von mir die Rede, da muß ich doch von Rechts wegen auch dabei sein. — Und ein ziemlich fader, fast ganz kahlköpfiger Herr von beiläufig vierzig Jahren setzte sich an den Tisch. — Was war's denn? fragte er weiter.

— Füzessy ist darüber ganz melancholisch worden, daß Du ihm die Farkasdy weggefischt hast.

— Ja, ja, mein lieber Füzessy, diesmal blieb ich Sieger; doch tröste Dich: es wird sich für Dich auch noch Etwas finden.

— Muß nicht sein, erwiderte Füzessy; ich bin im Stande, auch ganz allein, ohne Gefährtin zu leben.

— Ja, meinte Bizzy, zwei Tage lang.

— Auch zwei Monate, wenn es sein muß!

— Das kann ich nicht glauben; Dir am Allerwenigsten, der wie ein Schmetterling ohne Unterlaß von Blume zu Blume fliegt.

— Ich wette, daß ich's kann.

— Die Wette halte ich, entgegnete Bizzy. Wie hoch?

— Fünftausend Gulden!

— Gilt! Du hast Dich also zwei Monate hindurch jedes intimen Umganges mit jeglicher Frauensperson zu enthalten, ansonst Du die Wette von fünftausend Gulden verloren hast.

— Ich halte die Wette auf Ehrenwort!

Die Kunde von der sonderbaren Wette verbreitete sich rasch durch die Säle des Clubs und schon wurden Wetten für und wider engagirt; ja, der ganze Club hatte sich in zwei Parteien getheilt: hie Füzessy — hie Bizzy.

*

Seit jenem Tage waren sechs Wochen verflossen und Füzessy war, trotz aller Fallstricke, die ihm von der Partei Bizzy's gelegt wurden, standhaft geblieben.

Da erschien von Zebulon eines Abends bei dem nachdenklich gewordenen Bizzy und sagte:

— Ich hätte so mein Plänchen, um Füzessy in die Schlinge zu locken und Dir die fünftausend Gulden zu sichern.

— Ich bin neugierig.

— Du mußt die Farkasdy nächtllicherweile in die Wohnung Füzessy's schmuggeln.

— Bist Du toll? fuhr Bizzy auf. Ich soll meine Maitresse einem Anderen ins Haus führen? Du bist von Sinnen, lieber Zebulon!

— Aber Theuerster! — Was ist denn weiter dabei? Es ist ja nur für eine kurze Nacht! Und wie viele lange Nächte hat sie schon mit Anderen zugebracht? Nur keine kindische Gefühlsduselei! Du geberdest Dich ja, als ob ich Dir gerathen hätte, ihm Deine Braut zuzuführen.

— Und wenn ich mich schon entschloße, wird die kleine Farkasdy Nein, nein!

— Das ist schon Deine Sache. Folge meinem Rathe, oder Du hast zum Schaden noch den Spott; die kleine Intrigue muß rasch eingefädelt werden; es ist die höchste Zeit.

— Nun denn in Teufels Namen! sagte Bizzy resignirt.

— Höre weiter, wie ich die Sache anzufangen gedenke: Du gehst zur Farkasdy und trachtest ihr den Spaß plausibel zu machen, was Dir nicht schwer fallen dürfte. Ich hingegen werde meinen János unterrichten, wie er den Burschen Füzessy's zu bearbeiten habe, damit wir die Farkasdy in Füzessy's Wohnung bringen. Einer neuen Zehner-Banknote hat noch kein Kammerdiener widerstehen können.

*

Es ist zehn Uhr Nachts, als eine tief verschleierte Dame in die Wohnung Füzessy's huscht. Das Vorzimmer ist völlig finster, doch eine sichere Hand führt sie in das Schlafgemach, dessen Thüre sich hinter ihr schließt.

Das Schlafgemach ist durch eine Ampel mit mattem Glase so spärlich erhellt, daß man nur mit Mühe die nächsten Gegenstände zu unterscheiden vermag.

Die Dame erkennt im Halbdunkel die Umrisse des Bettes und sie richtet ihre Schritte dahin. Nachdem sie dasselbe betastet, fängt sie zu kichern an. Hierauf entkleidet sie sich rasch und schlüpft, immerfort kichernd, ins Bett, wo sie die Decke hoch hinaufzieht und ruhig liegen bleibt.

Es mochte kaum eine Stunde vergangen sein, als vom Vorzimmer her das Geräusch einer aufgehenden Thüre ver-

nommen ward; darauf öffnet sich die Thüre des Schlafzimmers und die Gestalt eines Mannes wird im Halbdunkel sichtbar; der Mann wendet sich ruhig dem Bette zu und entkleidet sich nun seinerseits, worauf er sich in das Bett legt. Da umfangen ihn plötzlich zwei weiche, runde Arme und er ruft überrascht:

— Wer ist das?

Ein melodisches Richern antwortet ihm.

— Wer ist hier? fragt er nochmals.

Eine zarte Stimme an seiner Seite flüsterte nur:

— Komm!

Der Mann ließ diese Aufforderung nicht ein zweites Mal an sich ergehen.

Gute Nacht!

*

Am anderen Morgen fanden sich unsere Freunde Bizey und Zebulon zur gewohnten Stunde im Club ein und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft Füzessys.

— Wo er nur so lange bleibt? sagte Zebulon.

— Er hat es nicht so eilig wie wir, meinte Bizey.

— Natürlich nicht; um seine Niederlage einzugestehen, kommt man noch immer früh genug, ha, ha!

— Lache nicht, Zebulon; jetzt, da die Sache geschehen ist, sage ich Dir, daß ich ein Dummkopf war. Die Wette habe ich zwar gewonnen, aber Du wirst das Halloh hören, wenn man erfährt, wie ich die Wette gewonnen habe Die schöne Farkasdy! Ich war ein Dummkopf!

— Gewonnen ist gewonnen, erwiderte Zebulon, und sie mögen lachen so viel sie wollen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

— Still, da kommt er.

Füzessy begrüßte die Freunde sehr gelassen und setzte sich zu ihnen.

— Wie hast Du heute Nacht geruht? fragte ihn Zebulon mit schlaudem Lächeln.

— Ich danke Dir, recht gut.

— Das glaube ich Dir aufs Wort, sagte Bizey.

— Ja, warum sollte ich denn heute nicht ebenso gut wie sonst geschlafen haben?

— Nun, weil es sich zu Zweien denn doch nicht so gut schläft wie allein.

— ?

Jetzt nahm Bizey das Wort:

— Wie Du weißt, haben wir gewettet, daß Du Dich zwei Monate lang jeden Umganges mit Frauen zu enthalten habest: ja oder nein?

— Ja wohl, die Wette steht.

— Und willst Du leugnen, heute Nacht mit der Farkasdy zugebracht zu haben?

Ueber das Gesicht Füzessys flog ein Schimmer grauer Schadenfreude, doch er bezwang sich und fragte:

— Heute Nacht? In meiner Wohnung?

— Ja, riefen Bizey und Zebulon gleichzeitig.

Da konnte Füzessy sein Lachen nicht länger bemeistern; es schüttelte ihn, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Endlich sprach er:

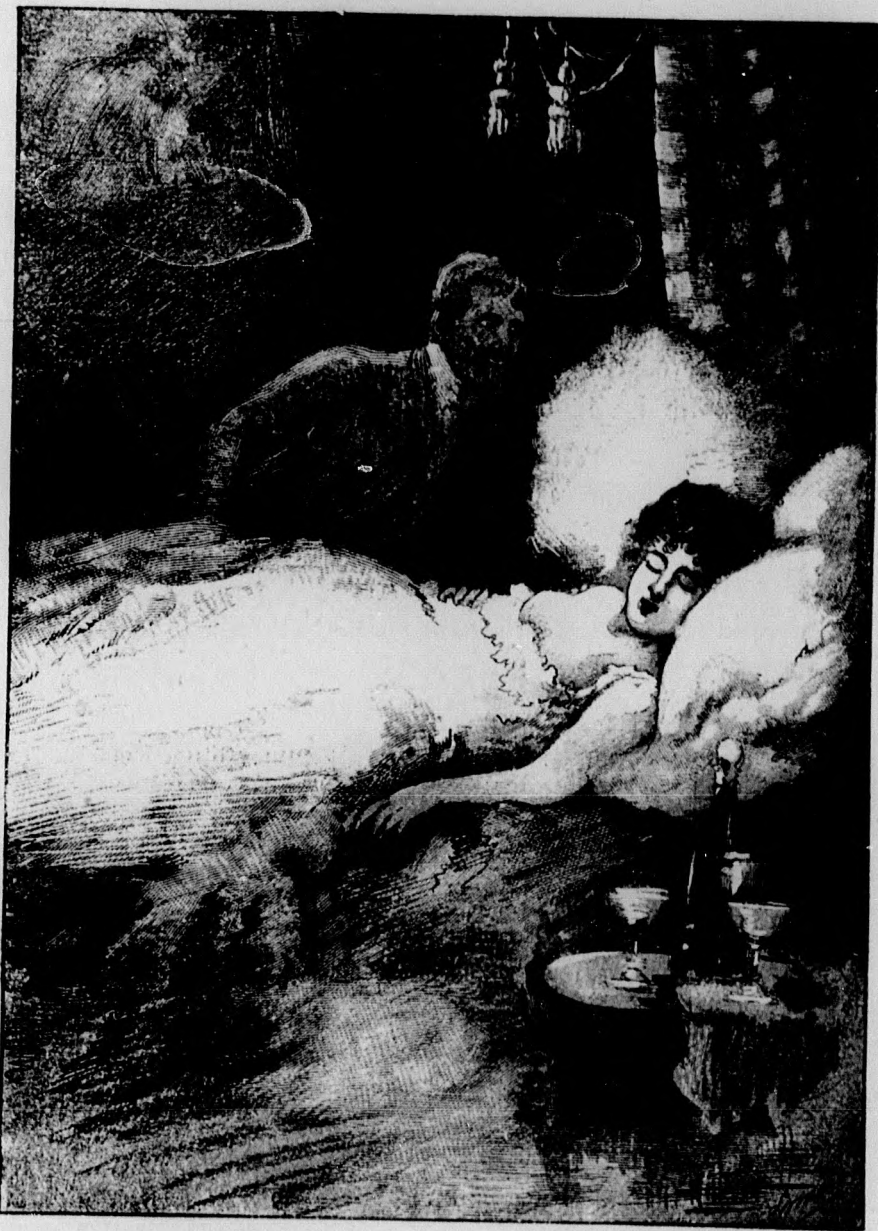
— Ihr habt mich also fangen wollen, aber Ihr seid selbst in die Schlinge gerathen! Ich schlafe seit Wochen nicht mehr zuhause, denn — der Teufel weiß — seit meiner Wette war meine Wohnung wie verhext: alle die feinen Dämchen belagerten mich, und um mein Wette nicht zu verlieren, mußte ich Fersenzgeld nehmen. Hier, mein theurerer Bizey, habe ich zufällig die Rechnung des „Grand Hôtel“; Zimmer Nummer siebenundzwanzig ist das meinige Wenn's beliebt, frage nach

— Aber wer denn war's, der heute Nacht den Besuch der schönen Farkasdy empfing? fragte Bizey ganz niedergedonnert.

— Der Schlingel, mein Bursche Pista wird's gewesen sein; der Kerl treibt's, seitdem ich nicht zu Hause schlafe, recht arg.

Unsere Wette steht noch immer, mein lieber Bizey!

Piccolo.



Aphorismen über die Liebe.

Gesammelt von einem Weltweisen.

Frage: Welcher ist der kürzeste Monat?

Antwort: Der Honigmonat, auch Honigmond genannt, er dauert in der Regel nur zwei Wochen.

*

Jedes Frauenzimmer ist eine geborene Schauspielerin; geht doch auch ihr ganzes Sinnen und Trachten dahin, einmal eine „Rolle“ zu spielen.

*

Jedes Weib ist mehr oder weniger ein Räthsel, welches zehnerlei Auflösungen zuläßt.

*

Die richtige Evasochter verräth eher zehn Liebhaber als ihr Alter.

Optische Täuschungen.

Von **Catulle Mendès.**

I.

Gib mir den Abschiedskuß, sagte Colette.

— Wie, Du reise? Und ohne mich? entgegnete Lila.

— Das Land, wohin ich gehe, hat nichts Verlockendes für Dich, bemerkte Colette mit überlegener Geringschätzung.

— Welches Land? Ist es nahe, ist es fern?

— Sehr fern von Dir, sehr nahe zu mir.

— Mich dünkt, Du willst Dich lustig machen.

— Ich war nie weniger zum Späßen gestimmt. Und indem sie die Blicke gen Himmel richtete, fügte sie salbungsvoll hinzu: Ich reise in das Land der ewigen Liebe und der unverletzlichen Treue.

Lila brach in ein schallendes Gelächter aus.

— Ach ja, ich verstehe. Nicht zum Erstenmale unternimmst Du eine solche Reise. Zum Glück kommst Du bald wieder. Trotz Deiner vielfachen Erfahrungen bist Du das feuscheste Geschöpf der Welt; wenn Einer Dir gefällt, so meinst Du, er werde niemals aufhören Dir zu gefallen; jede Deiner Liebeslaunen glaubst Du zu einem endlosen Roman ausspinnen zu können. Dann endigt der Roman in einigen Küssen, wie ein Feenmärchen.

— Diesermal habe ich mich für immer hingegeben, sagte Colette.

— Vergiß nicht, daß Ludovic und Tristan uns binnen acht Tagen in Trouville erwarten.

— Mich erwarten sie vergebens. Es ist möglich, daß ich einst ein frivoles Herz besaß, daß ich mich zahlreichen Schwächen überließ. Allein, wenn ich mich der Untreue häufig schuldig machte, so war es nur, weil ich noch nicht den Mann gefunden hatte, der einer ausdauernden Liebe würdig gewesen wäre. Jetzt aber . . . Ach, meine Theure, würdest Du ihn kennen! . . . Er besitzt alle Vorzüge, und noch einige darüber!

— Vorzüge, die sich morgen in Fehler umwandeln werden. Ach, meine Colette, wenn man aufhört zu lieben, mißfällt uns Alles, was uns früher entzückte. Ehe drei Tage vergehen, wirst Du die Vorzüge Deines neuen Liebhabers verabscheuen.

II.

Colette erwiderte:

— Du faselst, meine Theure. Würde ich ihn nur lieben, weil er schön ist, so könnte ich vielleicht seines bleichen Gesichtes, seiner braunen Augen überdrüssig werden, und einen Bierbengel in ihm sehen; würde ich ihn nur lieben, weil er zärtlich ist, so könnte ich seiner Seufzer, seiner elegischen Verse,

die er zu meinen Füßen deklamirt, überdrüssig werden; würde ich ihn nur lieben, weil er mit einer wunderschönen Barytonstimme italienische Romanzen singt, so könnte ich plötzlich an der deutschen Musik Geschmack finden. Allein der Reiz, der mich besiegt hat, ist Gottlob ein so besonderer und anbetungswürdiger, daß er durch die Gewohnheit nur gewinnen und nicht verlieren kann.

Lila hatte sich neugierig genähert und Colette fuhr fort:

— Denke Dir, er hat im linken Mundwinkel, über dem Schnurbarte, ein kleines, braunes, kaum sichtbares Mal, an welchem drei seidenweiche, kurze Härchen zittern. Du kannst Dir nichts Pikanteres, Einladenderes denken, als dieses kleine braune Mal über dem Schnurbart; die drei seidenweichen Härchen an dem braunen Mal haben mich wahnsinnig verliebt gemacht; und darum reise ich in das Land der ewigen Liebe und unverletzlichen Treue.

III.

Drei Tage später war Lila in Trouville und fühlte sich sehr beunruhigt, denn Colette war noch immer nicht da. War es möglich? Sollte sie wirklich diesen Unbekannten lieben, wegen seines braunen Mals mit den drei Härchen? Lila war untröstlich; sie fand kein Vergnügen daran, die Männer zu entzücken, und die Frauen wüthend zu machen, wenn sie in ihrem Badekostüme von weißem, durchsichtigem Flanell, der da und dort einen Schatten sehen ließ, aus ihrer Kabine trat. In Colettes Abwesenheit war Lila nur die Hälfte ihrer selbst. Es hat nicht viel gefehlt, daß sie Trouville wieder verlassen hätte, ohne Tristan und Ludovic zu erwarten. Aber eines Morgens, als sie den Gasthof verließ, sah sie Colette ankommen, deren Wagen mit Koffern und Schachteln beladen war. Im nächsten Augenblick lag sie in den Armen ihrer Freundin.

— Endlich bist Du da! Ach, wie lange hat der Grausame Dich zurückgehalten!

— Oh, Lila, sprich nicht von ihm.

— Wie, liebst Du ihn nicht mehr?

— Ich hasse ihn!

Lila lächelte und sprach:

— Er war doch schön, hatte ein bleiches Gesicht und braune Augen.

— Ja, ja, schön war er genug, aber . . .

— Er war auch zärtlich.

— Ich würde ihm verzeihen haben, daß er den ganzen Tag seufzte und Verse sprach; denn ich habe ihm nicht zugehört.

— Er sang Romanzen mit einer wunderschönen Barytonstimme.

— Ja, ja; mich dünkt, es war eine Barytonstimme; ich hätte mich an alldies gewöhnen können, denn ich liebte ihn.

— Nun denn, weshalb bist Du so schnell zurückgekehrt aus dem Lande der ewigen Liebe und der unverletzlichen Treue?

— Ach, denke Dir, Lila, er hat im linken Mundwinkel, über dem Schnurbarte . . .

— Ein kleines, braunes Mal, sehr pikant, sehr einladend.

— Was, ein Mal? sage lieber eine Narbe, eine abscheuliche, riesiggroße Narbe mit langen, stacheligen Haaren, abscheulich zum Anschauen und ein Ekel für die Lippen.



— Sie beten mich an, behaupten Sie. Aber liefern Sie mir Beweise!

— Wo wünschen Sie dieselben zu empfangen, meine Schöne?



— So möchte ich durchs Leben waten, geliebte Elsa! . . .

— Ach ja; aber mit einem Ruhebett von Beit zu Beit, wo wir die Rollen wechseln.



BONBONNIÈRE.

Beim Dorfschulzen.

- So ist also dö Kath'rin Holzinger?
- Ja, Euer Gnad'n!
- Jungferl?
- Ja, Euer Gnad'n!
- Wie viel Kinderl?
- Drei, Euer Gnad'n!

*

Der Musikfreund.

- Sie sind gewiß auch ein großer Freund der Musik, mein Herr?
- Gewiß, mein Fräulein!
- Und spielen wohl auch selbst Klavier?
- Klavier nicht, aber — Tarok!

*

Verfänglich.

Pastor Sanft tauft den Erstgeborenen eines Assessors. Zu der Feierlichkeit sind auch einige Hausfreunde des Ehepaars geladen. In der Taufrede sagt nun der Mann Gottes unter Anderem: „Dieses Kind, hochverehrte Anwesende, gehört uns Allen! Es ist nicht blos seines Vaters Kind, es ist (zu den Hausfreunden gewendet) auch Ihr Kind, es ist mein Kind — kurz, es ist unser Aller Kind!“

*

Schwiegermütter.

- Ich kann meiner Tochter leider keine Mitgift geben, doch bietet Ihnen eine Verbindung mit derselben einen anderen, nicht zu unterschätzenden Vortheil!
- Und der wäre?
- Ich bin, wie Sie ja wissen, Wittwer, und da bekommen Sie also keine — Schwiegermutter ins Haus!

*

— Ihre verehrte Frau Schwiegermutter hat also das Zeitliche gesegnet und ist dorthin gegangen, wo ewige Ruh' und Frieden herrscht?

— Reden Sie doch keinen Unsinn! Wo meine Schwiegermutter hinkommt, ist's mit Ruh' und Frieden schnell vorbei!

Am Strande.

Ein Blatt aus meinem Tagebuche.

Von H. M.

An jenem Abend konnte Martha sich nicht entschließen, aus dem Wasser zu steigen; sie verblieb in diesem köstlichen Bade, das einer sanften, endlosen Liebkosung glich.

Bald schwamm sie mit einem munteren Anlauf, der sie zur Hälfte aus dem Meere erhob und aus dem Bereiche meiner Augen entführte, fort, gegen den perlgrauen Horizont; bald mit erhabener Trägheit, ruhig liegend oder sich reckend und streckend wie in einem Bett, mit ausgebreiteten Armen und zurückgelehntem Haupte, die Augen in der Unendlichkeit verloren. Und die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne streuten Millionen Funken über das Wasser aus und warfen goldschimmernde Lichtflecke auf Marthas Haare, ihre Stirne mit den schönsten Diamanten schmückend. Sie war rosig wie eine auf dem Wasser treibende Apfelblüthe, ihre kleinen Füße und die Spitzen ihrer rosigen Brüstchen guckten aus der tiefgrünen Fluth hervor.

Diese Stille herrschte rings umher; die hereinbrechende Nacht wob ihre schweigenden Schatten um uns Beide. Im Schatten der Strandfelsen tauchte der schmale Uferstreif auf, mit dem kleinen Hügel aus Steinen, an welchen unsere Kabine lehnte. Niemand war da, an diesem verlassenem Orte; nur einige Kühe, die im hohen Grase weideten und von Zeit zu Zeit ihr heiseres Gebrüll vernehmen ließen.

Als sie fröstelnd in ihrem Badekostüm, das knapp an ihrem Leibe klebte, alle Rundungen und Falten desselben verrathend, sich allmählig im Wasser aufrichtete und mit einem Lachen der Zufriedenheit die Hände nach dem Kopfe führte, um ihr aufgelöstes Haar zu sammeln, fühlte ich etwas wie eine Umwandlung von Wahnsinn. Alles Blut aus meinen Adern strömte nach meinem Kopfe und nach meinem Herzen und wollte diese schier verbrennen. Sie blendete mich und zog mich mächtig an. Meine Lippen brannten in einem quälenden Durste. Meine Hände zitterten. Ich wußte nicht mehr, wo ich war und was ich that. Sie roch nach dem Meere und hatte die Sonne in ihren Haaren. In diesem nassen Flanell, mit diesem wollüstigen Erbeben der Lenden und des Busens war sie begehrenswerther, sinnverwirrender als wäre sie nackt. Und die Nacht sank immer tiefer herab und wir waren allein und Martha floh nicht. Und als sie niederkniete, um die Bänder einer ihrer Sandalen zu knüpfen, faßte ich sie bei den Händen und bei den Hüften und bedeckte sie mit meinen Küssen, indem ich stammelte: „Geh' nicht fort, geh' nicht fort! Ich liebe Dich!“ Und unser Ruhelissen war der feine Ufersand, der unter unseren Umarmungen sich senkte. Und das Flehen und die Seufzer und das Klatschen der Liebkosungen unserer nassen Leiber verlor sich in dem schläfrigen Gemurmeln der Wellen. Dann floh Martha in die Kabine und ich hörte sie in ein helles, glückliches, kindliches Gelächter ausbrechen, das die dünnen Bretterwände der Kabine erzittern machte.

Und als wir fünf Minuten später Arm in Arm den Heimweg antraten, flüsterte sie:

— Wir sind recht thöricht, mein Vielgeliebter! Aber es war so gut, daß ich Dir verzeihe

Ach, werde ich noch jemals eine solch' wonnevolle Stunde erleben?



Zusammensein.

Im Waldesschatten ruh' ich aus
Nach frischer Bergfahrt auf dem Moos,
Am Hute nickt ein grüner Strauß,
Und bunte Blüthen ruh'n im Schooß.
Die Seele dehnt sich, wächst hinaus
So gottverwandt, so weltengroß,
Als Menschenahnung steigen mag —
Ich trinke Dich, Du Sonnentag!
Ich schwelge, träume,
Sinne, reime,
Ich wähl' und wünsche mit Begier,
Und war, ich weiß nicht wie, bei Dir!

Die breiten Zweige schirmen mild
Vor Glut und Blendung mein Gesicht
Und Busch und Vogel, scheues Wild
Und Gräslein traute Worte spricht.
Im Himmelblau wird mir zum Bild,
Zum Engelsbild ein Wölklein licht,
Ein milder Hauch spürt meine Ruh',
Ich schließe beide Augen zu —
Wie Odem leise
Haucht's im Kreise,
Ich breite die Arme mit Begier,
Du warst, Du weißt nicht wie, bei mir!

H. Sebald.

Aufgelesen.

Eine Bade-Reminiscenz.

Von Pipifax & Co.

I.

Der Badeort D . . . war in jener Saison wenig besucht und zum allerwenigsten waren die Damen der Demimonde vertreten, so daß es für die Herremwelt bald nichts als Langeweile gab. Man suchte sich dieselbe zwar durch Sesseln, Spielen, Zechen und Gähnen zu vertreiben; aber das half Alles nichts; das Gespenst der todgeschlagenen Zeit — die Langeweile — blieb.

Das dauerte so einen Monat.

Da rollte eines schönen Tages eine elegante Kutsche vor das Kurhaus; Jeder eilte an's Fenster, um den neuen Gast zu erblicken.

Der Wagenschlag wurde von dem schnell hinzueilenden Portier geöffnet und heraus stieg eine Dame von schlanker, zierlicher Gestalt. Mit anmuthiger Handbewegung hob sie beim Verlassen des Wagens ihr Kleid ein wenig in die Höhe und ließ ein Füßchen sehen, an dem man nichts weiter aussetzen konnte, als daß es Einem nicht vergönnt war, dasselbe mit Küffen bedecken zu dürfen. Aus dem von schwarzen Locken umrahmten Gesichtchen schauten ein Paar Augen hervor, die Feuer sprühten. Alldas bemerkten die Herren da oben, zu denen sie hinaufschielte — ja, hinaufschielte!

Die Herren waren entzückt, endlich etwas zu haben, woran sie ihre Augen und Sinne weiden konnten; sie raunten sich gegenseitig allerlei Vermuthungen darüber in's Ohr, wer wohl die schöne Dame sein könnte — aber Keiner schien das Richtige zu treffen.

Nur der dicke Baron K., ein bekannter Aufschneider und halb abgetakelter Lebemann, sagte, verächtlich das Monocle fallen lassend:

— Oh, nicht der Mühe werth! — eine verächtigte Cocotte — ist schwer zu reussiren — kostet Geld — ungeheures Geld — — habe sie einst in T. gefannt!

II.

Die Fremde bezog in den nächsten Tagen eine der schönsten Villen.

Baden sah man sie nie, wohl aber bemerkte man sie öfter in Begleitung ihrer Kammerjose auf der Uferpromenade, dort die Badenden musternd. Im Uebrigen hüllte sie sich in ein undurchdringliches Dunkel. Noch Niemand hatte mit ihr gesprochen, und das Kammerkätzchen öffnete selbst für schweres Geld nicht ihr — beiläufig gesagt — allerliebste Mündchen.

Mehrere der Herren, die es versucht hatten, der schönen Unbekannten Briefe zu schreiben, in welchen sie derselben ihr Herz und ihre Börse zu gleicher Zeit zu den winzigen Füßchen niederlegten, erhielten ihre billets doux mit der anonymen Randbemerkung zurück, daß sie es nicht mehr wagen sollten, die Adressatin zu behelligen, weil sonst u. s. w. u. s. w.

Alle Kniffe und Schliche, die man anwendete, um etwas Näheres über die Dame zu erfahren, schlugen fehl.

Der dicke Baron K. schien Recht zu haben — er lächelte ja auch so selbstbewußt

Die Sache fing an, interessant zu werden.

III.

Die Saison nahte sich bereits ihrem Ende.

Da erhielten eines Morgens sechs der eifrigsten Verehrer der spröden Unbekannten und auch Baron K. ein düstiges Billetchen, worin sie gebeten wurden, sich Abends neun Uhr bei der „Gräfin“ einzufinden.

Die Ueberraschung war eine außerordentliche.

Jeder glaubte am Ziele seiner Wünsche zu stehen und fand sich pünktlich zum Rendezvous ein.

Wer beschreibt aber die Enttäuschung, als Jeder sah, daß er sechs Rivalen hatte; man tröstete sich indessen mit dem Gedanken, daß die tugendhafte Gräfin jedenfalls Einen von ihnen mit ihrer Liebe beglücken würde.

Die Herren unterhielten sich noch im Flüstertone, als die Jose der Schönen denselben die Ankunft ihrer Gebieterin anzeigte. Sie schlug die Portiären zurück und herein trat ein bildhübscher — Mann, der sich lächelnd verneigte und in verbindlichem Tone sagte:

— Meine Herren, gestatten Sie, daß ich mich Ihnen in meiner wahren Gestalt zeige. Ich bin der Tenorist B. und danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie mir die Wette gewinnen halfen, die ich mit dem Grafen Y. in der Residenz eingegangen bin, da Sie wohl Alle mich für eine Dame gehalten haben. Als kleine Revanche für Ihre Enttäuschung erlaube ich mir, Sie zu einem Souper einzuladen. Hoffentlich werden Sie meine Einladung nicht ausschlagen.

Da standen sie nun, die sieben Verehrer der schönen Gräfin und schauten verblüfft einander an. Die Erstarrung dauerte so lange, bis der Baron K., in dessen dickem Schädel sich inzwischen die weisheitsvolle Einsicht vollzogen hatte, daß er schrecklich blamiert war, die Thüre hinter sich hatte. Dann brach ein unbändiges Gelächter los, das sich immer wieder erneuerte. Die Heiterkeit war allgemein.

Man beglückwünschte den Tenoristen zu der Rolle, die er so vorzüglich gespielt hatte und brachte bei dem Souper so manchen Toast auf die ferneren Liebeserfolge des Barons K. aus.

Der nackte Mann. (14)

Roman von Catulle Mendès.

Deutsch von Armin Schwarz.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte ich nicht völlig aufgehört, in Eichen und Olivenholz zu schnitzen und ich hatte auch eine schöne Wiege gemacht, in der Hoffnung, daß sie nicht lange leer bleiben würde.

In dem Stübchen, das so klein war, daß wir kaum das Bett, den Tisch und den Schrein unterbringen konnten, gefiel es uns gar sehr zu Zweien; aber noch besser würde es uns zu Dreien gefallen haben. Ich hatte die Wiege so schön geschnitzt und Bertrande hatte sie so sorglich mit weichen Stoffen gefüllt, daß ich sehr erstaunt war, den Ersehnten so lange nicht kommen zu sehen.

Viele, viele Tage blieb das kleine Lager leer. Bertrande ward traurig und ich verzehrte mich in Sehnsucht. Wir liebten uns nicht minder, aber wir schmachteten in dem Verlangen nach einer Ursache uns noch mehr zu lieben. Bertrande weinte häufig zur Nachtzeit.

Als gute Christen, die wir Beide waren, versäumten wir nicht, um die Erfüllung unseres heißen Wunsches zu flehen. Wir beteten, wallfahrteten, zündeten geweihte Kerzen an — Alles vergeblich. Die Muttergottes und die Heiligen zeigten sich wenig dankbar für Denjenigen, der ihre Bilder unzählige Male so schön geschnitzt hatte.

Endlich versiel Bertrande in eine sehr verdrossene Stimmung. Sie sprach jetzt weniger und später gar nicht mehr. Wir gingen nicht mehr zusammen in den Wald, sondern sie ging allein dahin, indem sie mich bat, ihr nicht zu folgen. Manchmal war schon die Nacht hereingebrochen und Bertrande

noch nicht heimgekehrt. Ich ward darüber unruhig und fragte: „Wohin gehst Du denn, so fern von mir?“ Sie aber legte den Finger an den Mund und deutete mir so an, sie nicht zu befragen. Und ich ward immer unruhiger, denn ihre Abwesenheiten verlängerten sich immer mehr.

Einst geschah es, daß Bertrand bei Tagesanbruch noch nicht zurückgekehrt war. Endlich kam sie und als ich mich anschickte, ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie mich so allein gelassen, kam sie mir zuvor. Ich bemerkte jetzt erst ihre verstörte Miene und ihr in Unordnung gerathenes Haar. Sie sagte mit einer seltsamen Betonung:

— Mann, glaubst Du, daß die Götter todt seien, die in alten Zeiten die Gebete ihrer Getreuen erhört haben?

— Welche Reden sind das, Weib? erwiderte ich.

— Höre meine Worte: jene Götter leben noch und sind keineswegs taub. Und da Jesus und die heilige Maria uns nicht gewährt haben, was wir uns so lange und so inbrünstig von ihnen ersleht haben, dünkt mich, daß wir nicht länger zu ihnen beten sollen.

Entsetzt schaute ich auf Bertrand. In ihren Augen, die sie nicht senkte, loderte eine Flamme, die ich vorher nie gesehen hatte; da sie errieth, was ich sagen wollte, rief sie:

„Komm mit mir! Die Alte von Saint-Rémy, welche die Heilkräuter kennt und in der Zukunft zu lesen versteht, hat mir den Platz gezeigt, wo die Leute dieser Gegend einst zur Göttin Dianom gebetet haben. Einst gab es dort einen Tempel, jetzt zeigen nur mehr einige Steine die Stelle, wo er gestanden. Aber der Geist der Göttin erscheint allnächtlich daselbst und sie erhört Jeden, wer zu ihr betet und verlangt für die Erfüllung des Wunsches nichts, selbst nicht Dankbarkeit oder Frömmigkeit.“

Viele Tage hatte ich widerstanden; denn ich wußte, daß die Götter, die in alten Zeiten von den Menschen angebetet worden, sich in Dämonen verwardelt hatten. „Dianom“ war sicherlich nur einer der Namen Lucifers. Allein Bertrand wiederholte mir in flehenden Worten so häufig, daß uns ein Kind geboren würde, wenn wir den heidnischen Geist anrufen wollten; daß darin keine Gefahr, auch keine Sünde liege; daß Viele es gethan hätten, ohne es zu bereuen; und sie sagte mir alle diese Dinge so lebhaft bei Tage und so zärtlich bei Nacht, daß ich endlich nachgeben mußte und einmal — kurz vor Tagesanbruch: dies ist die passende Stunde für solche Beschwörungen — ihr in den Wald folgte.

Silig huschten wir durch die thaufeuchten Zweige. Und dann knieten wir auf einem Steine nieder, der mir der Ueberrest eines alten Altars zu sein schien, und beteten da lange inmitten der Stille des noch in Dunkelheit getauchten Waldes. Auf einem Baume saß eine Eule und betrachtete uns starr; und wahrhaftig, wer uns da gesehen und gehört hätte, würde sicherlich entsetzt gewesen sein. Bertrand hatte in ihrem Rocke zwei Tauben mitgebracht; ich merkte bald, daß rothe Tropfen den Stein benetzten: es war das Blut der geopfertten Vögel.

Viele Tage vergingen. Ein Kind ward uns geboren und kein Kind war schöner als unser Jacquinet. Ach, ich war weit

entfernt zu glauben, daß die Hölle es wäre, die ihn uns gesandt hat. Wenn ich das Kind auf meinen Armen wiegte, es küßte und herzte, sagte ich mir: „Gesegnet sei Dianom! Da sie gütig ist, so ist sie eine Göttin!“ Und aus Dankbarkeit schnitzte ich nach meinen Vorstellungen aus Eichenholz ein Bild Derjenigen, die uns erhört hatte, und bemalte es in zwanzig Farben. Dieses Bild, mit Blumengewinden umgeben, war die schönste Zier unserer Behausung; jeden Abend richtete ich ein Gebet an dasselbe, jeden Morgen grüßte ich es mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung; und in den Armen hatte das Bild — wie die Muttergottes das Jesukindlein — einen Säugling, dem ich das Bild unseres lieben Kleinen gegeben hatte. Ach, der Aermste! Wir hatten ihn „den Sohn der Dianom“ genannt und wegen dieses Namens muß ich nunmehr seit zehn Jahren in diesem Loche unter bitteren Zähren den Schädel meines armen, schönen Jacquinet küssen.

IV. Kapitel.

Nicht der Teufel war es, der den kleinen Jacquinet geholt hatte.

Als dieser seltsame Mensch so weit in seiner Erzählung war, erschien oben an der Mündung des Brunnens ein breites Gesicht, umgeben von einer Kapuze, und eine rauhe Stimme rief:

— Nimm dein Futter, Hund!

Der Hund, das heißt dieser Mensch, schaute auf; von oben aber fiel ein runder, schwarzer Gegenstand herab, mitten in die schmutzige Jauche, die in Folge des Falles hoch aufspritzte.

Die Stimme von oben aber fuhr fort:

— Ich und halte dich bereit auf die Fragen zu antworten, welche sogleich an dich gerichtet werden. Denn der verehrungswürdige Benignus Spagnuolo hat beschlossen, daß der heilige Gorgon heute seine Macht zeigen werde.

Dann verschwand der Kopf oben.

Pierre aber fragte:

— Was will jener Mann mit seinen Reden?

— Du wirst es gar bald erfahren. Ach, diese bösen Mönche haben aus ihrem Opfer ein Werkzeug der Lüge und des Verrathes gemacht; würde ich Jenen nicht gehorchen, so würden sie mich sicherlich Hungers sterben lassen.

Er holte mit den Zähnen den runden Gegenstand aus dem Sumpfe: es war ein hartes, schwarzes Roggenbrod.

— Theilen wir, sprach Pierre, denn ich habe nichts gegessen seit der Suppe, die ich in der Küche des Schlosses Pierrefeu mit meinen Brüdern Marcabrus und Aimeryl verzehrt habe.

Der Verstümmelte verschlang mit der Gier eines Schweines seinen Antheil an dem Brode und fuhr dann fort:

— Ich will die Erzählung beendigen, welche bisher nur die Wände meines Kerkers vernommen haben.

(Fortsetzung folgt.)